Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 1 — Sonntag den 7. Januar — 1906

Der Handwerksbursch.

(1. Fortsetzung.) Ein Lebensmärchen von Walter Schmidt-Hässler. (Nachdruck verboten.)

2. Kapitel.

Auf der breiten Chaussee, die sich zwischen den hohen Tannen und Buchen des Schwarzwaldes hinzog, lag brennende Mittagsglut.

Der feine, dichte Staub, der wie eine dünne Mehlschicht in blendender Weiße darüber lag, schimmerte in der Sonne wie frisch gefallener Schnee.

Der weite, schweigende Wald schien zu schlafen. Kein noch so leiser Windhauch regte die Blätter, nur ab und zu flog eine Hummel flügelschwirrend über den Weg, oder ein paar bunte Schmetterlinge tändelten spielend über die Blütenkelche dahin.

Die Hitze des Nachmittags schien alles Leben in betäubenden Schlummer gesenkt zu haben.

Um so kühler war es drinnen im Schatten der hochstämmigen Baumriesen, durch deren dichtes Blättergewirr kaum verstohlen ein schmaler Sonnenstrahl auf das sammetene Moos fiel und auf die braunen Stämme goldene Reflexe warf.

Hier schien der schlafende Wald zu atmen in tiefer, traumloser Ruhe, schien seinen würdigen Odem auszuströmen, der erfrischt und belebt mit geheimnisvoller Wunderkraft.

Unter einer mächtigen Buche lag ein einsamer Mensch, regungslos, die Arme unter dem Kopf, die Augen gerade emporgerichtet nach dem winzigen Stückchen blauen Himmel, das gerade über ihm durch die Zweige schimmerte — Oswald.

Wenn er die Absicht gehabt hatte, sich auch in seinem Äußeren von allem loszulösen, was an die Vergangenheit erinnerte, so war ihm dies glänzend gelungen.

Niemand, selbst nicht sein vertrautester Freund, hätte in ihm den jungen eleganten Mann der großen Welt wiedererkannt, so vollkommen und täuschend hatte sich die beabsichtigte Wandlung vollzogen.

Ein Paar derbe, ziemlich formlose Lederstiefel, graue, abgetragene Beinkleider, die von einem breiten Gurt zusammengehalten waren, und ein blau- und weißkariertes Hemd, wie die Arbeiter es zu tragen pflegen, stimmten zu der Joppe aus dunklem Lodenstoff, die ebenso wie alles übrige auf eine lange Vergangenheit zurückzublicken schien. Neben dem Ruhenden im hohen Grase lagen ein einfacher Weidenstock und ein Rucksack mit geflickten Riemen sowie ein abgetragener schwarzer Hut.

Selbst das kleine, wohlgepflegte Bärtchen auf der Oberlippe war schonungslos dem Ganzen zum Opfer gefallen, und mit seinem dunklen Krauskopf und dem glatten Gesicht, aus dem die kecken Augen so herausfordernd in die Welt blickten, sah Oswald noch um ein bedeutendes jünger aus, als er ohnehin war.

In einer kleinen Stadt hatte er spät abends den Schnellzug verlassen, war in einen bescheidenen Gasthof gegangen, wo man bei seinem Kommen kaum auf ihn geachtet hatte, und nachdem er bei Morgengrauen seinen eleganten Reiseanzug mit den mehr als unscheinbaren Kleidern vertauscht hatte, war er mit dem Frührot aufgebrochen und durch das altersmorsche Stadttor hinausgewandert auf die Landstraße, seinen Rucksack auf dem Rücken und den Stock in der Hand wie ein echter zünftiger Wanderbursch.

Nichts hatte sein Glück, seine behagliche Zufriedenheit gestört, alles was ihm begegnete, so herzlich unbedeutend es an sich auch war, hatte ihm Freude gemacht; die erwachenden Vögel, die auf der Stadtmauer zwitscherten, die Milchwagen, die klingelnd an ihm vorüberfuhren, die kleinen Gärtchen vor den noch in tiefster Ruhe befangenen Häusern.

Als über den Feldern draußen vor der Stadt eine Lerche in weitem Bogen trillernd emporstieg, zu dem immer heller werdenden Frühlingshimmel, war er lange stehen geblieben, in förmlichem Entzücken versunken.

All das war ihm neu und wirkte wunderbar auf sein fein besaitetes Gemüt. Er selbst kam sich fast reiner, gehobener vor in dieser hehren, niegekannten Feierstille der erwachenden Natur.

Und als erst der Wald ihn aufnahm in seiner schweigenden Majestät, als er langsam dahinschritt durch das saftig schimmernde Grün unter den dichtbelaubten Zweigen, hinter denen die Sonne funkelte wie durch smaragdene Schleier, da weitete sich seine Brust in einem Gefühl trunkener Wonne, in einem so unbändigen Freiheitsbewußtsein, daß er am liebsten einen hellen Jodler hinausgejauchzt hätte aus der vollen Brust.

Das schlichte „Grüß Gott“, mit dem einige Holzfäller und ein kleiner Bauernjunge an ihm vorüberschritten, hatte für ihn etwas unbeschreiblich Poetisches und klang ihm wie Musik.

Am Mittag aß er in einem Dorfgasthof an der Landstraße, die Nacht verbrachte er in einer kleinen, reizend gelegenen Stadt, die er bei Lichterschein erreichte.

Und so ging's nun schon seit sechs Tagen, ohne daß das Einerlei, die gleichförmige Monotonie des Tageslaufes ihn ermüdete. Im Gegenteil, er sammelte Eindrücke, mehr als jemals, hielt seit Jahren einmal gründlich Einkehr in sich selbst, was ihm entschieden nicht zum Nachteil war.

Er kam zu der Erkenntnis, daß er bisher doch eigentlich ein recht zweckloses Mitglied der menschlichen Gesellschaft gewesen war, eine Drohne, wie er sich in einem seiner Monologe wenig schmeichelhaft selbst bezeichnete.

Und hätte er sich nicht nützlich oder wenigstens angenehm machen können? Besaß er nicht einen flotten, eleganten Stil, der seine Korrespondenz, von jeher so ausgezeichnet hatte? Warum war ihm denn nie eingefallen, zu schreiben, seine angenehme Gabe zu plaudern zu verwerten?

Am zweiten Tage hatte er sich in einem kleinen Städtchen ein dickes Schreibheft und einen Bleistift gekauft, und es gewährte ihm ein ebenso neues wie wundersames Behagen, in den Ruhestunden, die er sich unter einem schattigen Baum oder auf einer stillen Wiesenbank gönnte, seine Eindrücke und Stimmungen niederzuschreiben.

Endlich erhob er sich von seinem moosigen Ruhelager, stülpte den Hut auf die dunklen Locken, nahm den Rucksack und den Stock und wanderte weiter auf dem schmalen Weg, der sich tiefer in den sonnendurchleuchteten Wald hineinschlängelte.

Wohl eine gute Stunde mochte er so in frischem Tempo dahingeschritten sein, als der Wald sich lichtete und am Saume einer breiten Chaussee eine kleine Waldschenke vor ihm lag, mit einem winzigen, recht ungepflegten Gärtchen davor, das von Hühnern wimmelte und wenig einladend aussah. Ein paar Augenblicke blieb er unschlüssig stehen; schließlich siegte der Durst nach dem langen Marsch, und langsam stieg er die lange Steintreppe hinan.

Ein kleiner borstiger Rattenfänger fuhr ihm kläffend entgegen, als er die Wirtschaft mit einem freundlichen „Grüß Gott!“ betrat und sich an einem der langen tannenen Tische niederließ.

Der Wirt, ein freundlicher Alter mit rotem Gesicht, stellte das verlangte Bier vor ihn hin und ging sofort an den Nebentisch, wo eine Gruppe von Forstbeamten und Bauern in eifrigem Gespräch beisammen saß.

Auf den Neuangekommenen achtete niemand.

Mit Interesse sah Oswald sich um in dem holzgetäfelten einfachen Raume.

An der Wand hingen bunte Oldrucke, und die Gipsbüsten des Landesherrn und der Königin prangten rauchgeschwärzt neben ein paar großen Bierreklamen.

Dichter Tabaksqualm hüllte die ganze enge Stube in einen bläulichen Nebel, und durch die geöffneten Fenster tanzten die Sonnenstäubchen.

„'s ist und bleibt mir unbegreiflich,“ sagte einer der älteren Forstleute am Nebentisch, „wie der Graf, der vor vier Wochen noch vollkommen gesund und frisch mit mir auf der Jagd war, mit einem Male so schwer krank geworden ist, daß man an seinem Aufkommen zweifelt. Er ist doch kräftig wie eine junge Eiche und soll jetzt aussehen zum Gotterbarmen. Wo kann er sich das nur geholt haben?“

„Ja, ja,“ brummte ein weißhaariger Bauer, der neben ihm saß, „'s ist viel Unglück! Im vorigen Herbst auf der Treibjagd der einzige Sohn und jetzt womöglich der Herr selbst. Viel Unglück!“

„Gott verhüt's!" fiel der Wirt ein, „das wär' ja für alle, auch für die ganze Umgegend, ein furchtbarer Schlag. Wenn der Herr sterben sollte, dann fällt ja der schöne Besitz an den Grafen Bodo, und von dem ist verdammt wenig Gutes zu erwarten."

„Hast recht, Christian, den mag niemand leiden," brummte der Alte, indem er seine Pfeife geräuschvoll ausklopfte.

„Die Herrschaften im Schloß am wenigsten," bestätigte einer der Jäger, „denn seit einem halben Jahr hat er sich nicht mehr blicken lassen, auch beim Begräbnis im Herbst ist er nicht gewesen."

„'s hat doch einen mächtigen Krach gegeben," flüsterte der Wirt geheimnisvoll, „im vorigen Frühjahr zwischen ihm und dem Grafen, als er zum letzten Male auf Besuch war. Das weiß ich nun ganz genau, denn meine Nichte ist doch Stubenmädchen im Schloß. Und die hat's ja selber gehört. Um die junge Komtesse hat er angehalten und einen Korb bekommen. Und da ist er noch am selbigen Abend abgereist."

„Das glaub' ich!" lachte der Forstmann, „die Komtesse hätt' er haben mögen, aber wohl nur des schönen Erbteils wegen. Denn von Liebe kann doch bei dem keine Rede sein. Das wär' ja grad', als wenn man eine Taube mit einem Raubvogel zusammenkoppeln wollte. Daß sie diesen Bodo nicht genommen hat, das läßt sich denken. Ich nähm' ihn auch nicht!"

„Der Mensch hat etwas Gruseliges für jeden," sagte der Wirt. „Ich habe früher so oft von Menschen mit dem bösen Blick gehört. Ich konnt' mir nie denken, wie das aussehen mag, aber seit ich dem Grafen Bodo einmal begegnet bin — seitdem weiß ich's."

„Na, so schlimm ist's ja wohl nicht," fiel der alte Bauer wieder ein, „eigentlich ist er sogar ein hübscher Mann."

„Aber der Blick! Der Blick!" fuhr der Wirt fort. „Die stechenden Augen, mit denen er einen ansieht, und der böse Zug um den Mund, besonders, wenn er lächelt. Nee, Hann, wenn Ihr den hübsch findet, dann bedaure ich Euern Geschmack."

Ein gefährliches Tete-a-tete: Miß Heliot mit ihrem Lieblingslöwen.

Nach einer Naturaufnahme von Hofphotograph Hildenbrand in Stuttgart. (Siehe Seite 8.)

„Wenn wir nur ihn nicht zum Gutsherrn bekommen," sagte ein anderer, „dann ist ja alles gut. Denn unsern Grafen kann uns so leicht keiner ersetzen. So was von Leutseligkeit und Herzensgüte findet sich so bald nicht wieder."

„Und die Komtesse nicht zu vergessen," lächelte der Förster.

„Natürlich, natürlich! Das ist ja der reine Engel. Und so freundlich und gütig gegen den einfachsten Menschen im Dorf! Wenn man da die andere mit ihr vergleicht —"

„Ach die Baronesse!" lachte der Förster. „Das hochnasige Ding, das der Graf nur aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen hat, weil sie in der Stadt im Elternhaus nichts zu beißen und zu brechen haben! Ach, geht mir doch mit der! Die weiß ja vor lauter Stolz nicht mehr, was sie anfangen soll, der rothaarige Satan!"

„Aber schön ist sie!"

„Äußerlich, ja. Aber innerlich ist sie dafür um so häßlicher, denn für keine Menschenseele hat sie ein gutes Wort oder einen freundlichen Blick."

„Seid Ihr nicht ein bißchen hart in Eurem Urteil?" meinte der Wirt. „Die Krankheit des Herrn soll ihr doch sehr nahe gehen, sagt meine Nichte, denn seitdem ist sie ganz umgewandelt, geht kaum mehr aus und pflegt den Herrn abwechselnd mit der Komtesse bei Tag und Nacht."

„Wird wohl ihre guten Gründe haben, für das Leben ihres alten Wohltäters bange zu sein. Denn wenn der die Augen zumacht, dann dürfte es aus sein mit ihrer Herrlichkeit auf Neudeck, dann darf sie wieder ihre Siebensachen zusammenpacken und nach der Residenz zurückfahren zu den mageren Fleischtöpfen! An ihr Mitgefühl glaube ich nicht, und an ihre Dankbarkeit erst recht nicht!"

Damit stand er auf und hing sich die Büchse um die Schulter. Auch die anderen erhoben sich und verließen die Schankstube. Der redselige Wirt gab seinen Gästen das Geleite.

Die Stimmen der Fortgehenden verloren sich draußen mehr und mehr. Wenige Minuten später war es ganz still um ihn her in dem engen Raum, nur die Fliegen summten um die leeren Bierkrüge am Nebentisch, und die kleine Schwarzwälder Uhr tickte in gleichmäßigem Pendelschlag. Was die Leute da geschwatzt hatten, interessierte ihn im Grunde genommen gar nicht, und doch beschäftigte es unwillkürlich seine Gedanken, wie ein Kapitel eines Romans, dessen Anfang und Ende man nicht kennt, von dem man nur eine einzelne Fortsetzung ganz zufällig in irgend einer Zeitung gedankenlos durchliest. —

Wer weiß, wie unbedeutend und harmlos all diese Menschen in Wirklichkeit waren, die diesen einfachen Leuten so wichtig erschienen.

Er mußte vor sich hin lächeln über die Art und Weise, wie diese Menschen sich erregt hatten, wie jeder etwas so Hochwichtiges zu erzählen wußte.

Beinahe hätte man daraus einen Roman machen können.

Wieder lächelte er bei dem Gedanken, der ihm übrigens gar nicht so töricht erschien.

Jedenfalls war es ein netter Stoff für den einsamen Wanderer, über den sich unterwegs nachdenken ließ.

Die Uhr schlug fünf.

Wenn er, wie er sich vorgenommen hatte, mit Einbruch der Nacht den nächsten größeren Flecken erreichen wollte, mußte er aufbrechen.

Er erhob sich also, zahlte und wanderte weiter, über die Chaussee hinweg bis zum nächsten Waldwege, der neben einer hölzernen Marienfäule ti f in die schattigen Buchen einbog.

Die Hände in den Rocktaschen, schritt er gemächlich vorwärts, und merkwürdig, immer kehrten seine Gedanken eigensinnig zu der abgerissenen Geschichte von dem armen kranken Grafen und dem unheimlichen Neffen mit dem bösen Blick zurück und woben in Sonnenlicht und Waldesrauschen einen ganzen Sagenkreis um ein geheimnisvolles Schloß.

Er durchwanderte das nächste Dorf, das hart an den Wald stieß; dann kam ein langer Weg über blumige Wiesen und an jungen Saatfeldern entlang, in denen die Grillen zirpten. Dann folgte wieder Wald, Laub- und Nadelholz — stundenlang.

Der Weg begann sacht zu steigen durch den Wald, hier und da öffnete sich eine entzückende Fernsicht über die umliegenden Talgründe, die in rosigen Nebeln schwammen, zwischen denen goldige Sonnenlichter zuckten wie leuchtende Pfeile — die Sonne begann langsam zu sinken, und hinter den Föhrenwipfeln zur Linken flammte es auf wie eine riesenhafte Feuersbrunst, während zur Rechten sich zwischen Moos und Gestein unterhalb des Weges allmählich dunkle Schatten zu breiten begannen.

Nach einer Weile fing der Weg an sich wieder zu senken und sich ganz allmählich in einer schmalen Windung zu der Chaussee herabzuschlängeln, die offenbar zum Ziele seiner Wanderung führen mußte.

Gerade als er oben aus den Tannen trat, fiel sein Blick hinunter auf die Landstraße, und ein eigenartiges Bild fesselte ihn so, daß er unwillkürlich einen Schritt wieder zurücktrat, wo der Stamm einer breitästigen Tanne, deren Zweige fast den Boden berührten, ihn völlig verbarg.

Auf der Straße unten stand ein leichtes Kabriolett, mit zwei prächtigen Braunen bespannt, deren Hufe ungeduldig den Kies stampften, und das Licht der Abendsonne, das voll und ungehindert über den Weg fiel, beleuchtete eine weibliche Erscheinung von verblüffender Schönheit, die Lenkerin des Gefährts, die sich angelegentlich mit einem jungen Mann unterhielt, der, in einem hellen Sommerpaletot und mit einer kleinen Reisetasche um die Schulter, sich an den Wagen gelehnt hatte und eifrig auf sie einsprach.

Die beiden Menschen fesselten Oswalds ganze Aufmerksamkeit, denn ihm war, als ob Gestalten seiner eigenen regen Phantasie plötzlich Form und Leben angenommen hätten, um ihn zu necken, sich über ihn, den Träumer, lustig zu machen.

Die Insassin des Wagens war ein Mädchen von etwa 20—25 Jahren, offenbar schlank und biegsam gewachsen, soweit sich dies beurteilen ließ, mit auffallend schönen dunklen Augen und einer Fülle herrlichen goldroten Haares um das bleiche, vornehme Gesicht. Dieses seltsame Haar erschien gerade jetzt im Lichte des Sonnenunterganges noch roter, noch intensiver, schien sich wie feuerflüssiges Gold um das schmale Oval des Kopfes zu schmiegen.

Der Mann am Wagen stand zu dieser Erscheinung im denkbar schärfsten Gegensatz. Tief brünett, mit rabenscharzem Haar und Schnurrbart, der nach Offiziersmode an beiden Enden scharf in die Höhe frisiert war, ließ die hohe, gerade Gestalt mit den etwas eckigen Schultern den Soldaten in Zivil vermuten. Die nicht großen, aber leuchtend schwarzen Augen mit den zusammenstoßenden Brauen und die stark gebogene Adlernase mit dem schmalen Rücken gaben dem an sich nicht häßlichen Gesicht etwas merkwürdig Schroffes, fast Abstoßendes.

Seltsam war es, aber es schien Oswald, als zeigte ihm ein Spuk da unten, kaum 200 Schritte entfernt, zwischen den Stämmen der Landstraße die zwei Gestalten leibhaftig, mit denen sich seine Phantasie soeben stundenlang beschäftigt hatte.

Wie sensitiv er doch war. Er mußte unwillkürlich über sich selbst lächeln und seine rege Einbildungskraft. Ein harmloses junges Paar, das sich vielleicht ganz zufällig da unten mitten im Wald getroffen hatte, ward für ihn zum Gegenstand der romanhaftesten Ideen.

In demselben Augenblick trat der Mann auf das Trittbrett des Wagens und hob sich zu der schönen Mädchengestalt hoch empor, daß sein Gesicht das ihrige berührte. Ihr Arm legte sich um seinen Nacken, ihre Lippen senkten sich zu langem Kuß auf die seinigen, dann sprang er vom Wagen, lüftete grüßend den Hut und schwang sich mit einem Satz über den Chausseegraben hinüber, wo er sofort zwischen den Bäumen verschwand.

Einen Moment noch hielt der Wagen, dann zog die junge Dame den Zügel an, und wenige Sekunden später war das Gespann in einer dichten Staubwolke verschwunden wie eine Vision.

Schnell ging auch Oswald nun vorwärts, und als er an der Stelle vorüberkam, wo er die kleine Szene unwillkürlich belauscht hatte, sah er im Gras einen rostbraunen Herrenhandschuh liegen, den er mechanisch aufhob. Es war ein schmiegsames, aber festes Leder, das ein feines, aber markantes Parfüm ausströmte.

Er steckte seinen Fund in die Tasche und schritt weiter, immer auf der Chaussee entlang, bis diese plötzlich eine Biegung machte und er in einer Ertfernung von etwa tausend Schritten die ersten Häuser des kleinen Marktfleckens liegen sah, der sein Reiseziel für den heutigen Tag war.

Noch war es nicht Nacht, bis zum Eintritt der völligen Dunkelheit konnte er bequem den Ort erreichen.

Mitten auf dem Wege stieß er auf die geschlossene Barriere der Eisenbahn, welche die Landstraße durchquerte, und im selben Moment blitzte auch schon die rote Signallaterne über dem Wärterhause auf. Er lehnte sich auf den Schlagbaum und wartete.

Vor ihm auf der anderen Seite lag der Weg zum Städtchen und links davon stand ein Wegweiser, der zum Walde hindeutete und noch deutlich erkennbar die Aufschrift trug: „Nach Schloß Neudeck."

Die drei Worte ließen ihn stutzig werden. Noch einmal flog alles, was er heute gesehen und gehört, mit Blitzesschnelle an ihm vorüber.

So nah also war er hier dem Schauplatz all der Ereignisse, von denen er heute geträumt hatte den ganzen Nachmittag?

Eine grenzenlose Neugier, die Personen dieser für ihn immer interessanter werdenden Geschichte näher zu sehen, womöglich kennen zu lernen, überkam ihn gegen seinen Willen, obwohl er sofort die Unmöglichkeit einsah. Und doch — so ganz aussichtslos war es im Grunde nicht!

Wenn er sich jetzt wieder in den Doktor Eckstädt wandelte und sich Eingang in das Schloß verschaffte?

Er brauchte sich nur einige Tage hier aufzuhalten, sich von Fritz einen Koffer mit Garderobe und seine Papiere nachkommen lassen, denn er hatte hauptsächlich für diese Wanderung die Papiere seines Dieners mit seinen eigenen vertauscht, um sich selbst auf diese Weise zur strikten Ausführung seines Planes zu zwingen.

Jedenfalls wollte er die Sache ernstlich in Erwägung ziehen.

Ein dumpfes Rollen des herannahenden Zuges riß ihn aus seinem Nachsinnen, und einen Moment später fuhren langsam die wenigen Wagen der Sekundärbahn an ihm vorüber, so gemächlich, daß er jeden bequem übersehen konnte.

An dem herabgelassenen Fenster eines Waggons zweiter Klasse stand derselbe Mann, den er vorhin im Walde gesehen, hoch aufgerichtet, die linke mit einem rostbraunen Handschuh bekleidete Hand auf die Brüstung gestützt.

Deutlich sah er das scharfgeschnittene, hochmütige Gesicht, das gleichgültig über den einsamen Wanderburschen am Schlagbaum hinwegblickte, nach der langen, dunklen Chaussee.

Es war ein Gesicht, das man nicht leicht wieder vergißt, wenn man es einmal gesehen, namentlich die seltsam geschnittenen Augen unter den langen schwarzen Brauen würde Oswald unter Tausenden wieder herausgekannt haben.

In wenigen Sekunden war alles voräber, und der Bahnwärter kam über die Schienen und hob den Schlagbaum.

Oswald hatte das Bedürfnis den Mann anzureden, er wußte selbst nicht warum.

„Wie weit ist es von hier nach Schloß Neudeck?" fragte er, indem er höflich den Hut lüftete.

„Zwei Stunden, wenn Sie scharf gehen!" lautete die Antwort.

„Geht der Weg immer geradeaus?" fragte Oswald weiter.

„Zuerst dort über den Bergrücken, dann an der Lichtung nach rechts und dann immer gerade die Chaussee entlang. Sie können gar nicht fehlgehen."

Dankend setzte Oswald seine Wanderung fort in den Marktflecken hinein, und gerade, als hinter den Scheiben der Häuser die ersten

Lichter aufblitzten, betrat er den Gasthof zum goldenen Lamm, der auf einem großen Platze lag, in dessen Mitte ein alter Brunnen sich erhob, um den eine Herde Gänse schnatterte.

In der Gaststube war reges Leben, alle Bänke waren besetzt, und der Wanderer war froh, für seine müden Glieder noch einen Stuhl an der Ecke eines großen Tisches zu erwischen, der am Ofen unter der rußigen Hängelampe stand, die der Wirt soeben entzündete.

Bei seinem höflichen Gruß rückten einige der Gäste ein wenig zusammen und machten dem Fremden Platz, ohne sich von ihm in ihrem Gespräche stören zu lassen.

Neben ihm saß, die Aermel aufgekrempelt, ein hübscher Bauernbursche von etwa 22 Jahren mit gutmütigem Gesicht und breiten Schultern und schien gerade den anderen hochwichtige Neuigkeiten zu erzählen.

So viel Oswald aus dem breiten, seinem nordischen Ohre gänzlich fremden Dialekt entnehmen konnte, handelte sichs um den Gutsherrn, denselben Grafen Neudeck, von dem er heute schon einmal so viel gehört hatte.

Er mochte ganz ungewöhnlich beliebt sein bei alt und jung, der Gutsherr, denn sein Schicksal, das hier wieder des Langen und Breiten erörtert wurde, schien wie ein drückender Alp auf den gutmütigen Bauernseelen zu liegen.

Das war ein Debattieren hinüber und herüber an dem großen Stammtisch, und der junge Bursche mußte mit den Verhältnissen ganz besonders vertraut sein, denn aller Augen hingen gespannt an seinen Lippen, als er erzählte, daß heute nachmittag der alte Hausarzt wieder dagewesen sei und sehr bedenklich den Kopf geschüttelt hätte.

„Der versteht ja doch nichts davon, der alte Quacksalber!“ brummte ein behäbiger Bauer. „Im vorigen Herbst hat er bei meiner Sole selig auch immer die Achseln gezuckt, bis sie eines Morgens tot war. Und nachher hat mir der junge Doktor, der Sohn von unserem Herrn Amtmann gesagt, daß sie sehr wohl zu retten gewesen wäre, wenn sie nur in die rechten Hände gekommen wäre! — Warum lassen sie denn im Schloß nicht einen tüchtigen Doktor holen, der was versteht?“

„Das soll ja morgen geschehen,“ versetzte der junge Mensch. „Die Baronesse besteht ja darauf. Es soll einer aus der Residenz herüberkommen, der sehr berühmt sein soll und die Mutter der Baronesse mal von einer sehr schweren Krankheit kuriert hat.“

„Ach, du lieber Himmel!“ entgegnete ein anderer. „Ein Fremder von der?! — Da wird auch nicht viel Gutes herauskommen; denn was von dieser Seite kommt, hat auf Neudeck bis jetzt keinen Segen gebracht!“

„Das stimmt!“ bestätigte der junge Bursch, und seine hübschen Augen blitzten dabei. „Im ganzen Schloß mag keiner das hochmütige Geschöpf leiden, die für niemanden ein freundliches Wort hat. Mir steigt's immer siedig heiß auf, wenn ich sie am Stall vorbeigehen sehe. Seit sie auf Neudeck ist, ist drüben das Unglück eingezogen.“

„Ja, ja,“ brummte ein bärtiger Mensch in grauer Lodenjoppe, „sie hat ja nicht eher geruht, bis all die Leute, die unserer Herrschaft treu und anhänglich waren, entlassen wurden, einer nach dem anderen, und auf das neue geschniegelte Gesindel aus der Stadt ist doch kein Verlaß.“

Und nun begann ein endloser Diskurs über die alten und neuen Dienstboten im Schloß, bis Oswald aufstand, seine bescheidene Zeche bezahlte und sich in sein Zimmer zurückzog.

Oben angekommen, öffnete er weit den hölzernen Fensterladen und lehnte sich hinaus in die weiche Frühlingsnacht.

Die Syringen dufteten aus dem kleinen Gärtchen, das neben dem Gasthof lag, in der Nähe plätscherte der Marktbrunnen, und unter seinem Fenster hallten gedämpft die Stimmen der Bauern aus der Wirtsstube.

Sonst war alles still.

Der Mond stand hoch und badete rings die Berge und Wiesen in schleierigem Licht, warf die Schatten der Bäume in schwarzen Silhouetten über den Weg und ließ die fernen Höhenzüge in silbernem Glanze schimmern.

Deutlich sah Oswald den Pfad vor sich liegen, den er gekommen war, die langen Schienenstränge und die beiden roten Signallaternen der Eisenbahn, die sich seitwärts in die Berge verlor, und links davon, im Mondlicht deutlich erkennbar, schlängelte sich zu den tannenbewaldeten Höhen der Weg nach Schloß Neudeck empor.

Es war ihm ganz wunderlich zumute; wäre er abergläubisch gewesen, so hätte er an ein geheimnisvolles Walten des Zufalls geglaubt, das ihn hierher geführt in der übermütigen Verkleidung, das ihm heute schon den ganzen langen Tag immer und immer wieder das Schloß hinter jenen Hügeln ins Gedächtnis gebracht wie ein ganz bestimmtes Ziel seiner abenteuerlichen Wanderung.

Unwillkürlich mußte er lächeln über die Regsamkeit, mit der die menschliche Phantasie in der Stille der Nacht arbeitet, Bilder, Pläne und Kombinationen entwirft, die beim nüchternen Scheine des Tages in leere Schattengebilde zerflattern.

Aber dennoch nahm er sich vor, am nächsten Morgen, anstatt, wie er anfangs willens gewesen war, quer über die Berge den breiten Chausseeweg zu gehen, den kurzen Abstecher nach dem vielbesprochenen Schlosse zu machen. Er hatte ja nichts zu versäumen.

In der Nacht schlief er unruhig und hatte allerhand seltsame und wirre Träume, zum erstenmal, seit er sich auf seinem Streifzug befand. Erst später schlief er ein und erwachte erschrocken, als ihm durch das Fenster, das er zu schließen vergessen hatte, der Sonnenschein ins Gesicht leuchtete.

— — — — — — — —

Als er gegen 9 Uhr den Gasthof verließ, war er ganz wieder der Alte. Lustig und wohlgemut wanderte er festen Schrittes über die menschenleeren Dorfstraßen, denn längst war alles draußen in Feld und Wald, nur ein paar Kinder hockten vor den niedrigen Häusern, und eine Herde Gänse stob bei seinem Herannahen schnatternd auseinander.

Im Schulhaus sangen die Kinder, und in den Aesten des alten Lindenbaums am Dorfende zwitscherten die Vögel.

Niemand begegnete ihm.

Im letzten Hause war ein Schneiderladen, und unwillkürlich blieb Oswald vor der dürftigen Auslage stehen und betrachtete lächelnd sein Bild, das ihm aus einem schmalen Spiegel, dem Prunkstück des „Schneiders“, entgegenblickte.

Ein echter, unverfälschter Handwerksbursche lachte ihn an unter dem breitkrämpigen Schlapphut hervor, mit abgetragenem Rock und kragenlosem Hemd, mit dem schäbigen Ränzel, in dessen Umhüllung sich der ganze Doktor Oswald Eckhardt in Form eines eleganten Reiseanzuges, einer wohlgefüllten Banknotentasche und eines Paares feiner Stiefeln dem Auge der Welt verbarg.

Aber wie er so dastand vor dem niedrigen Schaufenster mit dem lustigen Gesicht und dem übermütigen Lächeln, hätte kein Mensch in ihm den eleganten Lebemann vermutet, der sich aus den Freuden der Weltstadt in die stille Einsamkeit der Schwarzwaldberge flüchtete.

Lustig vor sich hinpfeifend, bog er in den schmalen Wiesenweg ein, der nach Neudeck hinaufführte, und kam sich vor wie ein Ritter aus dem Märchen, der einem verzauberten Schloß mutvoll entgegenzieht.

Der erste Enkel. Nach einem Gemälde von Rudolf Eichstädt. (Siehe Seite 8.)

Nachdem er etwa eine halbe Stunde langsam den wunderbar schattigen Waldweg unter den breitästigen Buchen hingeschritten war, erblickte er plötzlich eine in tiefes Schwarz gekleidete Mädchengestalt, die an einer scharfen Biegung des Pfades so unvermittelt vor ihm auftauchte, daß er völlig erschreckt auf die Seite trat.

Neben ihr ging eine gewaltige graue Dogge, die beim Anblick des dürftig gekleideten Wanderers stehen blieb, den Kopf vorstreckte und knurrend die Zähne zeigte.

Mit sicherem Griff faßte die Hand des Mädchens über das breite Halsband des Tieres, und ein kurzes: „Ruhig, Harras!“ beschwichtigte den besorgten Beschützer, während sie selbst, ohne sich aufzuhalten, an Oswald vorüberschritt, der höflich stehen geblieben war und den Hut lüftete.

Es war eine jugendlich schlanke Gestalt von entzückender Weichheit der Formen, voll natürlicher Grazie, in der etwas unbeschreiblich Vornehmes lag, so daß Oswald unwillkürlich mit Bewunderung ihr nachschaute und am liebsten umgekehrt wäre.

Auch der Hund sah sich um, als wollte er sich davon überzeugen, daß der Fremde auch in respektvoller Entfernung blieb.

Erst als das reizende Bild an der nächsten Biegung verschwunden war, setzte Oswald seinen Weg fort. Er hätte was darum gegeben, ihr noch einmal zu begegnen, denn so flüchtig er sie auch nur gesehen hatte, das lieblichste Mädchengesicht mit den goldblonden dicken Flechten und den großen, halb erschreckten, halb fragenden Augen hatte sich merkwürdig schnell in seine Erinnerung eingeprägt. Zum erstenmal auf seiner Wanderung ärgerte er sich in diesem Augenblick über seine mehr als einfache Kleidung, aber gleich darauf flog ein lustiges Lächeln über sein Gesicht.

Sie hatte ihn entschieden für einen Strolch gehalten, der die Waldwege unsicher machte, und in dem gebieterischen „Ruhig, Harras!“ hatte er deutlich genug zu vernehmen geglaubt, daß es nur eines Wortes von ihr bedurfte, um den besorgten Harras als wirkungsvollsten Schutz zwischen sich und einem etwaigen Wegelagerer zu stellen. Wäre das nun nicht ein unbezahlbarer Spaß gewesen, zu sagen: „Meine Gnädigste, Sie irren sich in mir! Kleider machen nicht immer Leute! Gestatten Sie, mich Ihnen vorzustellen!“

Aber das hätte er nicht einmal gekonnt. Diese Brücke hatte er hinter sich abgebrochen, denn in seinem Rucksack fanden sich keine anderen Papiere als die auf den Namen seines Dieners lautenden Legitimationen.

Er hatte „sich selbst“ zu wohlbehaltener Rückkehr zu Hause in Berlin gelassen.

Er war nun einmal ein Proletarier auf der Landstraße und mußte es auch bleiben, bis er wieder auf dem letzten Bahnhof den Zug verließ.

Und im Grunde genommen konnte es ihm ja auch ganz gleichgültig sein, was das fremde Mädchen von ihm dachte.

Ueber sich selbst und seine Empfindsamkeit lächelnd, setzte er seinen Weg fort und wanderte rüstig weiter durch den stillen Wald über den moosigen Weg, auf den die Sonne von der Seite her smaragdgrüne Lichter warf. Plötzlich, nachdem er etwa noch fünfhundert Schritte gegangen war, sah er dicht vor sich ein kleines Portemonnaie und ein Bündchen Schlüssel liegen, nahe beieinander, offenbar im selben Augenblick verloren.

Er bückte sich, hob beides auf und besah seinen Fund.

Es war ein elegantes Damenportemonnaie aus Juchtenleder mit breitem vergoldetem Bügel und Schloß und ziemlich schwer, also offenbar reichlich gefüllt.

Daß die junge Dame Geld und Schlüssel verloren hatte, bezweifelte er keinen Moment, und ein leises triumphierendes Lächeln glitt über sein Gesicht, als er kurz entschlossen umkehrte und denselben Weg zurückging, den er gekommen war.

Die reizende Verliererin mußte er einholen, denn sie war ja so langsam gegangen, und seit der flüchtigen Begegnung waren keine fünf Minuten verflossen.

Er fand ein unbeschreibliches Gefühl der Genugtuung darin, durch seinen Ritterdienst der Unbekannten zu beweisen, daß nicht jeder Schlichtgekleidete, der am Wanderstab die Straßen durchzieht, ein Vagabund ist, und wie ein Wink des Schicksals erschien es ihm, daß er gerade dazu bestimmt war, die Gegenstände zu finden, bevor womöglich ein anderer ihm zuvorkam.

An einer kleinen Lichtung, die er vorhin gar nicht bemerkt hatte, sah er die Gesuchte ihm ziemlich schnellen Schrittes entgegenkommen. Den Hund, der in großen Sprüngen ihr voraneilte, rief sie bei Oswalds Anblick zurück und verlangsamte ihren Gang.

Mit seinem verbindlichsten Lächeln lüftete jetzt Oswald den Hut und sagte, indem er stehen blieb:

„Gnädiges Fräulein suchen offenbar ein Portemonnaie und ein Schlüsselbund?“

„In der Tat!“ entgegnete die Angeredete mit leichtem Erröten, „vor wenig Augenblicken erst habe ich den Verlust bemerkt und muß gestehen, daß ich sehr erschrocken deshalb umgekehrt bin.“

„Ich war so glücklich, meine Gnädigste, die Sachen zu finden,“ sagte Oswald, „und freue mich, das Vermißte Ihnen völlig intakt zurückgeben zu können!“

Und mit einer kurzen, galanten Verbeugung reichte er Schlüsselbund und Portemonnaie der jungen Dame, die in sichtlicher Verlegenheit ihr Eigentum in Empfang nahm.

„Ich danke Ihnen verbindlichst!“ sagte sie freundlich lächelnd, und als er darauf grüßend den Hut zog und sich verabschiedete, fügte sie rasch hinzu: „Bitte, warten Sie einen Augenblick!“, öffnete das Portemonnaie und reichte ihm, nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, eine größere Münze.

Jetzt war es an Oswald die Reihe, zu erröten, und mit einem entrüsteten „Pas de quoi!“ trat er abwehrend zurück.

„Wollen Sie mich des Vergnügens berauben, Ihnen meinen Dank zu beweisen?“ sagte sie schnell und sah ihn dabei ganz eigenartig an mit einem Ausdruck in den blauen Augen, der ihm bewies, daß sie gewohnt war, zu befehlen und Gehorsam zu finden.

„Gnädiges Fräulein haben mir bereits gedankt,“ erwiderte er mit feinem Lächeln. „Eines materiellen Dankes bedarf es nicht, denn ich bin zwar nur ein einfacher Fahrender, aber kein Bedürftiger. Ich habe, was ich brauche!“

„Es lag nicht in meiner Absicht, Sie zu beleidigen,“ sagte das junge Mädchen, „davon dürfen Sie überzeugt sein. Es tut mir leid, wenn ich Ihr Feingefühl verletzt haben sollte, aber ich glaubte —“

„Daß der Handwerksbursch einen Zehrpfennig nicht verschmähen würde?“ ergänzte er lustig. „Und doch, gnädiges Fräulein, berechtigte Sie die ganze Situation, und Ihr Irrtum war sehr verzeihlich. Es hat mich auch nicht im mindesten verletzt, ganz gewiß nicht. Meine leider schon etwas ausgediente Kleidung erregte schon vorhin das Mißtrauen Ihres Hundes, und Hunde sind darin sehr feine Beobachter. Ich habe selbst oft die Bemerkung gemacht, daß sie mit sicherem Instinkt den Herrn vom Proletarier zu unterscheiden wissen und dem letzteren immer mit einem gewissen Vorurteil begegnen. Weshalb sollten Sie es also nicht auch unwillkürlich getan haben?“

Sie lächelte und entgegnete freundlich: „Sie sind wohl gar ein Stückchen Philosoph?“

„Was man so für den Privatbedarf gebraucht! Im übrigen bin ich aber wirklich nur einer von denen, die auf die Landstraße gehören!"

„Dann werden Sie aber wohl meine Neugier begreiflich finden und mir nicht übel nehmen, wenn ich Sie frage, was Sie denn eigentlich sind?"

Jetzt fing Oswald an, das Abenteuer ungemein spaßhaft und reizvoll zu finden, und um keinen Preis hätte er sich entschließen können, dem hübschen Scherz jetzt schon ein Ende zu machen. Da war ja das Abenteuer, nach dem er all die Tage gesucht hatte, da stand es vor ihm in entzückendster Gestalt und deshalb griff er mit beiden Händen zu, indem er antwortete:

„Das ist mit wenigen Worten erklärt, gnädiges Fräulein. Ich bin in Berlin bisher Kammerdiener bei einem sehr liebenswürdigen Herrn gewesen, bis mich der Wandertrieb aus der Großstadt fortzog in die weite Welt hinein, gleichviel wohin. Ich verstehe meinen Beruf, habe mir nach Möglichkeit gute Manieren angeeignet, spreche deutsch, französisch und ein bißchen englisch, und daß ich ehrlich bin, hatte ich soeben Gelegenheit zu beweisen. — Im Augenblick bin ich stellenlos, und wenn ich einen Herrn finde, der treue Dienste mit einem freundlichen Wohlwollen und bescheidenem Salär zu lohnen gewillt ist, so würde ich mich freuen, die Landstraße mit seinem Hause zu vertauschen. — Das ist so ziemlich alles, was ich von mir zu sagen weiß!"

(Fortsetzung folgt.)

Fra Diavolo.

Von Rudolf Hirschberg-Jura.

Vom tötlichen Schusse getroffen, war Fra Diavolo vor die Rampe gerollt, die letzten Töne der Oper waren verklungen, und schon zerstreute sich die aus den Türen des Theaters strömende Menge in einzelne Gruppen.

„Nein, nein, Doktor, keinen Wagen," sagte die Baronin zu ihrem Begleiter. „Es ist noch so früh, und mir ist von all der Räuberromantik noch so abenteuerlich zu Sinn, daß ich unmöglich schon nach Hause fahren kann. Führen Sie mich ins Café dort. Sie haben mir schon einen Teil Ihres Abends geopfert, also wird es Ihnen auf ein halbes Stündchen mehr auch nicht ankommen."

„Aber mit Vergnügen! Freudenopfer werden mir nie zu viel. Die Zeit opfert sich sehr nett in Ihrer Gesellschaft. Also streiten wir uns noch ein halbes Stündchen!"

„Weshalb streiten?"

„Nun, wir streiten uns doch immer. Oder sind Sie inzwischen meine Gesinnungsgenossin geworden? Hat die Oper Sie bekehrt von Ihrer Unduldsamkeit und Ihrem Glauben an die Tugend, die stets die Wege des Gesetzes wandelt?"

„Aber, lieber Doktor, wenn man sieht, wie ein Räuberhauptmann schließlich erschossen wird, so ist das doch kein Anlaß, ihn als ein nachahmenswertes oder gar als verlockendes Beispiel zu betrachten!"

„Gewiß nicht! Aber wenn man sieht, wie keck und ritterlich und liebenswürdig sich dieser elegante Bandit beträgt, dann ist man doch keines moralischen Abscheus mehr fähig; dann muß man den unverschämten Kerl doch gern haben. Sie sprachen vorhin selbst ganz entzückt von der Räuberromantik!"

„Von der Romantik! Ja! Im Leben singt der Räuber aber nicht Tenorarien mit Orchesterbegleitung und benimmt sich auch sonst weit weniger angenehm, als auf der Bühne. In der Wirklichkeit gibt es eben keine Romantik mehr!"

„Und hat es nie gegeben. Weil die Romantik nie in der Wirklichkeit selbst liegt, sondern immer nur in dem freudig empfänglichen Sinn, der sie verklärt oder auch verträumt. Wer mit romantischem Herzen durchs Leben geht, für den treibt Fra Diavolo noch überall sein Spiel, und ich hätte selbst oft Lust, mitzuspielen."

„Ich nicht! Kaum das Zuschauen vermag mich zu reizen. Ich kann es eben nicht romantisch finden, einen harmlosen Geldbriefträger zu erschlagen und zu berauben oder eine arme alte Waschfrau um ihr Sparkassenbuch zu beschwindeln. Ja, wenn Sie imstande wären, mir ein nettes kleines Verbrechen vorzuspielen, bei dem niemand ernstlich zu Schaden käme, so würde Ihre Romantik mich vielleicht ergötzen, und Sie dürften Sich eine Gnade dafür ausbitten."

„Gut", entgegnete der Doktor, indem er die vom Portier geöffnete Türe des Kaffeehauses durchschritt, „ein solcher Scherz kann sogleich in Szene gehen. Wenn er glückt, erbitte ich mir eine Tasse Tee und eine Zigarette in Ihrem kleinen Salon; wenn er mißlingt, büße ich meine Anmaßung mit einem Pfund Pralinees. Soll's gelten?"

„Ich halte die Wette. Aber was wollen Sie tun?"

„Sie bis an dieses Tischchen geleiten und Ihnen den Umhang abnehmen! So . . . Und wenn ich meinem Ueberzieher entschlüpfe, stehe ich doch mit meinem Frack und meiner Haltung einem Zahlkellner mittlerer Güte an Eleganz nicht nach, wie? Ich werde sein Amt usurpieren, mich gar nicht erst an Ihrer Seite niederlassen, sondern als heimlicher Fra Diavolo das Lokal durchstreifen, und wenn der echte Zahlkellner gerade an der entgegengesetzten Seite beschäftigt ist, hier das Geld der Gäste einkassieren. Sie sollen mal sehen, ob ich Talent zum Hochstapler habe."

„Und dann geben Sie den Raub großmütig wieder heraus? Nun, Ihren Scharfsinn haben Sie bei dem Plane dieses Verbrechens nicht überanstrengt."

„Ueberanstrengung ist überhaupt nie mein Ehrgeiz gewesen. Sie vernichtet jede Eleganz. Passen Sie auf, es wird ganz allerliebste Szenen geben!"

„Dann hüten Sie sich nur vor dem blau gekleideten Herrn gleich hier drüben. Er hat so etwas Geheimpoliziftisches an sich und läßt Sie, seit wir eingetreten sind, nicht aus den Augen. Es wäre mir nicht eben angenehm, wenn Sie von meiner Seite weg als Schwindler verhaftet würden."

„Keine Sorge, Baronin, ich werde mich jeder Situation gewachsen zeigen."

Mit diesen Worten hatte er sich von ihr entfernt, schlenderte nachlässig von Tisch zu Tisch und ließ seine fragenden Oberkellnerblicke mit einer solchen Ruhe durch den Saal gleiten, daß ihm die Baronin eine heimliche Anerkennung nicht versagen konnte. Schon hatte er den Weg durch das Lokal hin und her einmal vergeblich gemacht, da rief es ganz in seiner Nähe:

„Ober — zahlen!

Es war der blaugekleidete Herr, in dem die Baronin einen Geheimpolizisten gewittert hatte.

„Bitt' schön," sagte der Doktor und stand in geschmeidiger Haltung neben dem Gast, nachdem er sich durch einen Blick überzeugt hatte, daß der Baronin die täuschende Natürlichkeit seines Spieles nicht entging.

„Eine Schale Braun. Ein Gebäck."

„25, 10, 35."

„Geben Sie mir, bitte, auf den Schein heraus!"

„Hundert Mark? Ja, ich weiß wirklich nicht, ob ich genug Gold . . ."

„Nun, wenn Sie's nicht wissen, dann sehen Sie gefälligst nach. Und wenn Sie's nicht haben, dann lassen Sie an der Kasse oder am Büfett wechseln. Wie Sie's machen, ist mir ganz gleich. Aber etwas schnell, wenn ich bitten darf. Ich habe Eile!"

Ueber die große volle Ledertasche, um die Hand mit dem bekannten Zahlkellnergriff darin zu versenken, verfügte der Doktor nicht. Doch entging er noch der Gefahr, sich vielleicht am Büfett entlarvt zu sehen. In dem zaghaft gezogenen eleganten Juchtenportemonnaie fand sich noch hinreichend kleines Geld, um dem Wunsche des Gastes zu entsprechen.

„Na also", sagte dieser und schob ihm gönnerhaft die beiden Nickelstücke zurück, die der Doktor mit einem verstohlen geflüsterten „Danke" wieder in sein Portemonnaie steckte, während der freundliche Geber, ohne seine Hilfe abzuwarten, schon in den Ueberzieher gefahren war und mit der Eile, von der er eben gesprochen, das Lokal verlassen hatte.

Da kam aus der Tiefe des Saales hastigen Schrittes der wirkliche Zahlkellner herbei und rief dem Portier zu:

„Halten Sie den Herrn fest, der eben ging. Er hat nicht bezahlt!"

Sogleich jedoch beschwichtigte ihn der Doktor, den der Oberkellner kannte, mit der Erklärung, der Herr habe ihn gebeten, die Zeche für ihn zu berichtigen.

„Eine Schale Braun und ein Stück Gebäck. Nicht wahr?" sagte er, indem er jetzt neben der Baronin Platz nahm und ihr zuflüsterte: „Schade, daß ich den Scherz so schnell habe abbrechen müssen".

„Jawohl", versetzte der Zahlkellner. „Aber vorher hatte der Herr schon eine Hummermayonnaise, einen Rouquefort mit Pumpernickel und eine Flasche Bernkasteler!"

„So eine Unverschämtheit", rief der Doktor perplex. Als er jedoch dem spöttischen Blick der Baronin begegnete, murmelte er mit Galgenhumor: „Da sehen Sie's! Habe ich Ihnen nicht gesagt, es würde eine allerliebste Szene geben? — Schön, Herr Ober, hier sind hundert Mark. Da ziehen Sie die Zeche ab, die mein Freund gemacht hat!"

Der Kellner nahm den Schein, betrachtete ihn zunächst mit einem kurzen, gewohnheitsmäßigen, prüfenden Blick, hielt ihn dann gegen das Licht, besah ihn genauer und sagte schließlich achselzuckend:

„Bedaure sehr, Herr Doktor, der Schein ist falsch!"

„— — — Was?! — Das ist ja nicht zu glauben!"

„Bitte sehr, wollen Sie sich gefälligst überzeugen, wie unscharf die Strafandrohung gedruckt ist? Die Reichsdruckerei macht das besser."

Die Baronin zerbiß jetzt beim Anblick seines verblüfften Gesichts vor unmäßigem Vergnügen den spitzenbesetzten Battist ihres Taschentuches. Auf seine Bitte reichte sie ihm ihr zierliches Geldtäschchen, und als er die Rechnung des Schwindlers daraus beglichen hatte, bemerkte sie schalkhaft:

„Ich leihe Ihnen auch gern den Betrag für die Pralinees, die Sie nun verloren haben."

Da gewann auch er seine Heiterkeit wieder:

„Aber nein, Baronin. Sie haben verloren. War das nicht eben ein nettes kleines Verbrechen? Und bin ich etwa ernstlich zu Schaden gekommen? Ob ich das Geld verjeut hätte, oder ob es jetzt dieser höchst anerkennenswerte Gauner mit kluger List errafft hat, das bleibt sich für mich wahrhaftig gleich. Also darf ich um meinen Tee und meine Zigarette bitten, nicht wahr?"

Die Baronin lächelte pikant:

„Nun denn, ja! Aber hier im Café haben Sie sich für heute abend zu lächerlich gemacht. Also kommen Sie, Fra Diavolo!"

Eine banale Geschichte.

Von Hermann Heyermans jun.

Als sie ungefähr zwölf Jahre Wirtschafterin bei ihm gewesen war, trat eines Tages, kurz vor dem zweiten Frühstück, das halbwüchsige Dienstmädchen mit den Worten ins Zimmer:

„Fräulein, Sie möchten mal einen Augenblick zum Herrn kommen."

„Ich?" — fragte sie erstaunt.

Was mochte das wohl sein? Sonst wollte er niemals gestört werden; las er vor Tisch die Zeitung, durfte nicht einmal jemand anklopfen.

Keuchend lief sie so rasch wie möglich die Treppe hinauf, die Hände auf die schmerzenden Kniee gelegt — diese Treppen waren noch ihr Tod! — sah den Tisch vor sich, den Tisch, den sie selbst gedeckt hatte — den Tisch mit dem frischen Stück Käse unter der Glocke, dem halben Viertel gekochten Schinken und dem Rest Marmelade. Nein, sie hatte nichts vergessen. Vielleicht war die Butter nicht mehr ganz frisch, oder sollte sonst etwas nicht in Ordnung sein? Erst gestern hatte er das Mädchen furchtbar angeschrieen, weil sie ihm zum zweiten Frühstück eine quittierte Rechnung präsentierte, und jetzt ließ er sie rufen. Was mochte das nun wohl sein?! — Schüchtern klopfte sie an.

Gott sei Dank, in seinen Zügen war nichts von einem nahenden Gewitter zu lesen. Er saß am Fenster, die Hände über dem dicken Bäuchlein gekreuzt, und las in einer illustrierten Zeitschrift.

„Setzen Sie sich, Fräulein."

„Setzen?" fragte sie verwundert, „wollen Sie denn nicht frühstücken?"

„Ja, ja," sagte er, indem er weiterblätterte und mit komischer Andacht die Bilder besah.

Da brütete etwas, das war sicher. . . .

Sie fühlte es; er war so eigentümlich, er drehte die Seiten der illustrierten Zeitschrift so furchtbar schnell um und sah sie so seltsam zögernd an.

„Fräulein, — ich muß sie mal sprechen."

„So", sagte sie beunruhigt. In ihrem alten Kopf mit den silbergrauen Haaren jagten sich tausenderlei Gedanken — ob er irgend etwas auszusetzen habe, und was es wohl sein könnte — ob beim Abstäuben des Schreibtisches am Ende etwas verlegt worden sei — ob an seinen Stiefeln vielleicht die Schnürsenkel entzwei gewesen — ob er am Ende gemerkt habe, daß sie hin und wieder ein Schläfchen machte, ganz plötzlich und unerwartet, wenn sie so müde war, so entsetzlich müde, während sie doch eigentlich kaum etwas zu tun hatte.

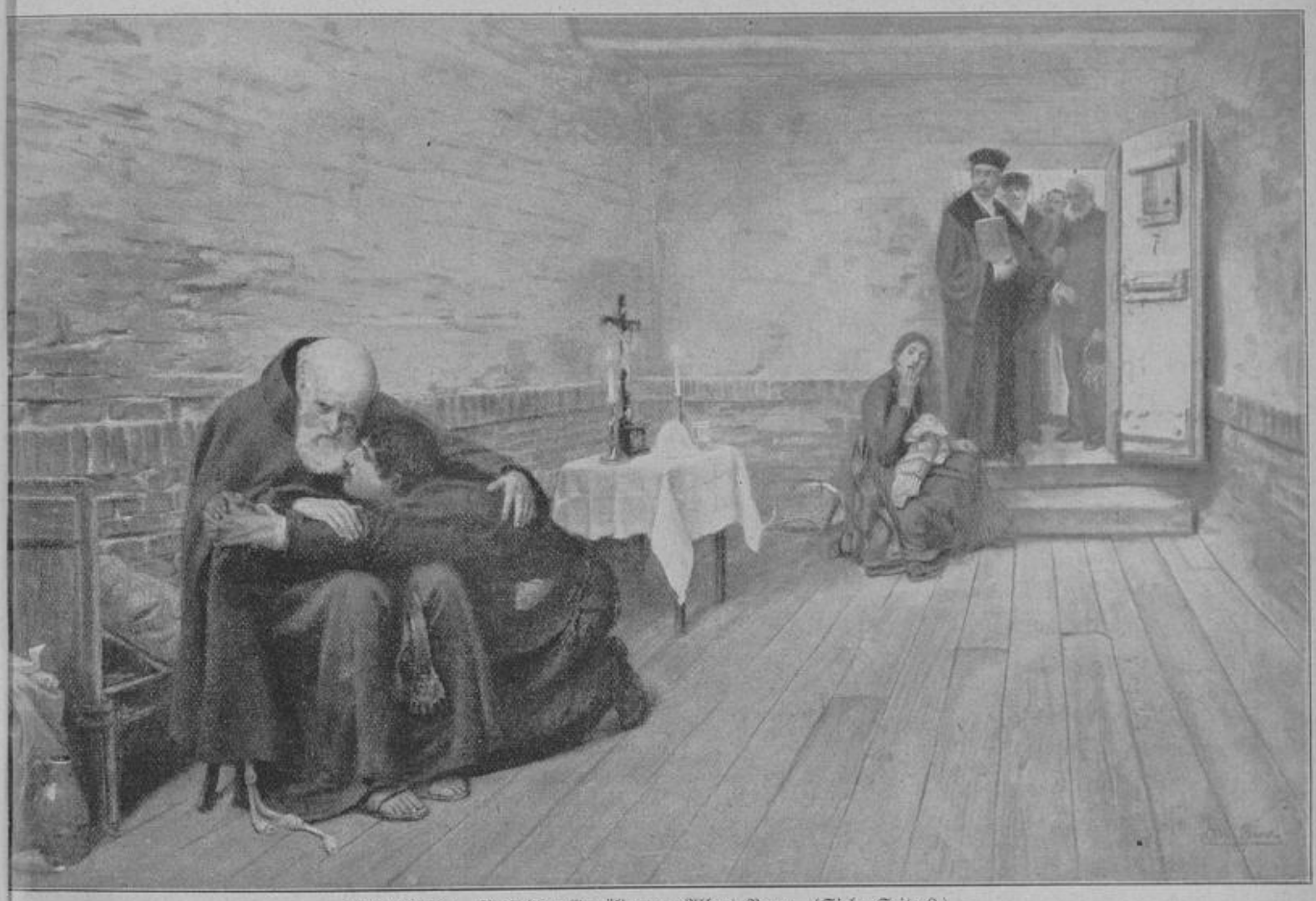
„Fräulein", sagte er, während er die illustrierte Zeitschrift plötzlich schloß und sie zwischen seine Knie legte: „Ich habe Ihnen eine große Neuigkeit zu erzählen."

„So", sagte sie gelassen, und wiederholte dann noch einmal „so?"

Vor Schrecken schlug ihr das Herz. Sie sah ihm an, was er sagen wollte.

„Ich habe mich gestern abend verlobt."

So, jetzt war's raus. Sie ließ die mageren Hände einen Augenblick in den Schoß sinken und saß ganz verstört da. Dann sagte sie halb mechanisch: „So, so," und schwieg.



Letzte Stunde. Nach dem Gemälde von Albert Baur. (Siehe Seite 8.)

Ihm war die Sache unbehaglich; er wandte sich ab.

Nervös drehte er die Glieder der goldenen Uhrkette um seinen dicken Zeigefinger. Er war ja allerdings mit der Tür ins Haus gefallen, vielleicht ein wenig allzu plump und unvermittelt. Aber nun wußte sie es doch wenigstens, nun konnte er ihr das Übrige in aller Seelenruhe sagen. Indem er auf die Bäume des kleinen Gartens hinausschaute, wartete er, durch ihr Schweigen verlegen geworden. Eine verdammte Geschichte! Wenn nur bloß keine Weinszene darauf folgte! Nein, sie blieb ruhig dasitzen, die Augen auf den Teppich geheftet, den silbergrauen Kopf ein wenig vornübergeneigt, die Hände regungslos.

Er stampfte nervös mit dem Fuß auf und heuchelte zornigen Ärger.

„Ich sagte Ihnen, daß ich mich verlobt habe — ist das etwa keinen Glückwunsch wert?"

Sie blieb in derselben Haltung dasitzen, ohne aufzublicken. Er sprang von seinem Stuhl erregt auf. Seine kurzen Beine schritten energisch aus — seine Hände zuckten wütend unter den Rockschößen.

„Es ist fatal für Sie, das weiß ich wohl, sehr fatal sogar. Das fühle ich recht gut, aber sie werden doch wohl einsehen — Sie müssen doch einsehen — denn Sie sind doch ein vernünftiger Mensch — daß es — daß es nicht meine Schuld ist, daß — daß . . ."

Er begann zu stottern. Angesichts dieser alten Frau, dieser Frau mit den fast weißen Haaren — dieser Frau, die im Leben schon so vieles durchgemacht, die jetzt fest und sicher geglaubt hatte, für immer versorgt zu sein, weil er ihr — dummer Esel, der er war, einmal, zweimal, es ist ja ganz gleichgiltig wie viele Male — aber jedenfalls immer in verrückten Anwandlungen versichert hatte, daß er niemals heiraten würde, nein, niemals — daß er seine Freiheit über alles liebe — daß er nicht für einen roten Heller Lust verspüre, die Sorgen für einen Haushalt auf sich zu laden — daß er sich an dem Leben seines Bruders, der für eine Frau und sechs Kinder schwer zu arbeiten hatte, ein warnendes Beispiel genommen — daß er es niemals besser haben würde als jetzt. Angesichts dieser alten Frau, die kein Wort sagte, die wie vom Blitz getroffen dasaß, mit einem Ausdruck in den Augen, als sei jetzt alles aus, als gebe es jetzt gar nichts mehr für sie auf der Welt, angesichts dieser stummen Resignation hatte er all seine Argumente, all seine schönen, vorher zurechtgelegten Reden vergessen, radikal vergessen.

Wie ein Schuljunge, erhitzt und aufgeregt ängstlich vor dem Lehrer, setzte er sich wieder und trampelte nervos mit den Füßen.

Mühsam erhob sie sich.

„Und wann wollen Sie, daß ich . . . . ?"

„Ich will — ich will — ich will nichts," rief er zornig, seltsam gereizt durch ihre demütige Unterwürfigkeit. „Setzen Sie sich doch noch mal hin," fügte er dann mit mühsam verhohlener Unruhe hinzu; „wenn Sie auch nichts sagen, so weiß ich doch verdammt gut, was Sie sagen möchten. Ich weiß, daß ich mehr als einmal . . in verrückten Stimmungen versprochen habe, nicht zu heiraten. Aber das ist einfach lächerlich, das ist Blödsinn, so etwas kann man nicht versprechen. Ich hätte Ihnen ebenso gut schwören können, daß ich nie mehr einen Tropfen Alkohol trinken würde . . . oder . . . ich setze Sie ja nicht auf die Straße. Sie wissen ganz genau, was ich verdiene. Von zweitausend Gulden kann man als Junggeselle ganz gut leben, aber wenn ich heirate, muß ich mich einschränken. Eine Frau und eine Wirtschafterin das geht nicht — auch dann nicht, wenn meine Frau dafür sein sollte. Nun hatte ich mir die Sache so gedacht — damit alles nicht so plötzlich kommt, wollte ich Ihnen noch für sechs Monate Ihren vollen Gehalt auszahlen — für sechs Monate, hören Sie wohl — dann können Sie sich in aller Ruhe nach etwas anderem umsehen. Ich heirate in zwei Monaten, — also bekommen Sie vier Monate geschenkt. — Nun? — nun?"

Sie saß regungslos da, die Lippen fest aufeinandergepreßt.

„. . . . . Und wer sich nach Ihnen erkundigt, wer Referenzen einholen will — den schicken Sie nur immer zu mir, es ist selbstverständlich, daß ich Ihnen stets das denkbar beste Zeugnis ausstellen werde. Sie haben Ihre Sache in den zwölf Jahren ausgezeichnet gemacht — wirklich ausgezeichnet. . . . ."

Jetzt erwachte sie. Ihre Gedanken, die voll verzweifelter Angst davongerannt waren, schienen plötzlich an einen Punkt zurückzukehren. Erst war sie völlig fassungslos gewesen. Jetzt konzentrierte sich alles um das eine: um die Lügen ihres Herrn, um das niederträchtige Verhalten ihres Herrn.

Nein, er hatte ihr wohl zehnmal in vollem Ernst — durchaus nicht aus Unsinn! — gesagt, daß er niemals heiraten würde — daß sie — o Gott, sie hörte es ihn noch sagen — daß sie sich um ihre alten Tage nicht zu sorgen brauche — daß sie bei ihm bleiben könne, so lange sie imstande sei ihre Arbeit zu verrichten.

In diesen zwölf Jahren, die auf das Unglück ihres Lebens gefolgt waren — hatte sie nicht selbst ein ganzes Haus bewohnt und mehrere Dienstboten gehalten? — hatte sie allmählich angefangen seine Wohnung, seine Möbel, seine Angelegenheiten als die ihren zu betrachten. Und jetzt mit einemmale dies! Es ließ sich nichts dagegen sagen, es war aus. Von allem, was sie hier gearbeitet, von allem, um das sie sich hier gesorgt hatte, wollte sie nicht einmal reden. Aber die Lüge — das niederträchtige Verhalten ihres Herrn, der nun doch — und der es ihr so lange verheimlicht hatte — denn eine Verlobung fiel ja nicht auf einmal so aus der Luft.

„Ich hatte geglaubt," sagte sie spitz — „ich hatte geglaubt, daß ich bis zu meinem Ende . . ."

„Fräulein, seien Sie vernünftig", unterbrach er sie. „Was nützt das nun, alten Kohl aufzuwärmen — ich habe mich verliebt — und damit basta. Wäre ich ein vermögender Mann, dann würde ich Ihnen Pension geben. Wahrhaftig, auf mein Wort, das würde ich tun. Aber Sie wissen doch selbst; von zweitausend Gulden kann man keine großen Sprünge machen. Meine Braut hat keine Mitgift."

Wiederum neigte sie den Kopf. In zwei Monaten würde eine andere kommen, und bis dahin sollte sie noch das halbwüchsige Dienstmädchen anlernen und dafür sorgen, daß das Kupfergerät in der Küche blitzte, daß der Läufer regelmäßig geklopft wurde, daß der Schlächter nicht zu viel aufschrieb . . . . Nein, es war so entsetzlich von ihm, sie so ohne weiteres an die Luft zu setzen, so unerhört. . . .

„Wenn ich dann doch gehen muß", sagte sie scharf: dann gehe ich je eher desto lieber. . . ."

„Na na", sagte er beschwichtigend.

„Dann gehe ich noch heute. . . ."

„Das ist ja wirklich sehr freundlich von Ihnen," sagte er, ein wenig beunruhigt.

„Und dann müssen Sie nur sehen, wo Sie heute mittag zu essen bekommen."

Sie wurde heftig. Ihr silberweißer Kopf zitterte so, daß die silberweißen Haarsträhnen in Bewegung gerieten.

„Fräulein, wir wollen doch wirklich vernünftig sein, ich bitte Sie — welcher verständige Mensch würde es wohl einem vierzigjährigen Mann zum Vorwurf machen, wenn er endlich heiratet. Ein halbes Jahr Gehalt, das macht hundert Gulden."

„Das ist mir ganz gleich, ich packe meinen Koffer. . . ."

„Aber ich bitte Sie, was fällt Ihnen denn eigentlich ein? Sie können mich doch nicht dazu zwingen, unverheiratet zu bleiben. . . ."

„Ich zwinge Sie zu nichts," sagte sie kurz angebunden. „Aber noch zwei Monate mit Ihnen unter einem Dache zu leben, nach allem, was Sie mir angetan haben — nein, das fällt mir gar nicht ein." — — — —

Als die Haustür ins Schloß gefallen war — er pflegte täglich pünktlich 2 Uhr auszugehen — lief sie in den Keller hinunter. Dicke Fäden eines Spinngewebes legten sich auf ihre weißen Haare, bedeckten ihr Kleid. Hinter dem Faß mit den eingemachten Schneidebohnen stand ihr Koffer, grau angeschlagen.

Das kleine Dienstmädchen war fort. Es war jetzt gerade eine gute Gelegenheit, es unbemerkt auszuführen.

Starren Blickes, die Spinnwebefäden aus ihrer Stirn wischend, begann sie den Koffer über den Zementboden und die kleine Kellertreppe hinaufzuschleppen. Da lockerte sich eine Latte. Der Koffer war feucht und beschimmelt, hatte zu lange im Keller gestanden. Reinhalten half da nichts.

Scharf wie Rabengekrächze fuhren die eisernen Ecken über den Zement. Auf der Treppe gab es einen wüsten Lärm. Allein bekam sie ihn nicht hinauf. Sie hatte ihn auch nicht allein heruntergebracht, der Herr hatte geholfen.

Sie ließ ihn wieder vorsichtig auf den Boden gleiten, suchte nach dem kleinen Schlüssel in ihrem Portemonnaie; er war noch da. Sie verlor nie etwas. Dann nur hier einpacken; die Sachen heruntertragen. So schlimm war das gar nicht: ein paar Röcke — ihr Sonntagskleid — das Testament — ihr Nähkasten — die Leibwäsche.

Sie wollte gehen — unter allen Umständen gehen — es war ihr ganz gleichgiltig, ob er beim Nachhausekommen warmes Essen fände oder nicht. Am liebsten hätte sie ihn vergiftet. Gestern abend erst hatte sie ein neues Bruststück in eines seiner Oberhemden gesetzt.

Im Keller, auf dem Rand des verschimmelten Koffers sitzend, begann sie zu weinen . . .

Doch als sie sich ein wenig beruhigt hatte, war sie vernünftig, schloß den Koffer, schob ihn von neuem hinter das Faß mit den eingemachten Schneidebohnen, ging schlürfenden Schrittes in die kleine Küche und begann Kartoffeln zu schälen — während sie sich häufiger als sonst die Nase putzte. Dann palte sie grüne Erbsen, wusch das Kaffeegeschirr . . . und so weiter . . .

Unsere Bilder.

„Ein gefährliches Tete-a-tete" betitelt sich das Bild, in dem wir unseren Lesern Miß Heliot mit ihrem Lieblingslöwen vorführen. In Wirklichkeit ist die Sache gar nicht so gefährlich, wie sie scheint, denn Miß Heliot hat die Raubtiere, die sie auf größeren Varietébühnen vorführt, dermaßen in ihrer Gewalt, daß wohl selten einer es wagen wird, gegen seine schöne Bändigerin tätlich vorzugehen. Immerhin muß eine gewisse Vorsicht obwalten. Wenn die gezähmten und in Gefangenschaft aufgewachsenen Löwen in ihr fünftes bis sechstes Lebensjahr kommen, dann pflegt sich ihre angeborene Raubtiernatur trotz aller Dressur in den Vordergrund zu drängen und sie werden so störrisch und widerwillig, daß sie aus der Raubtiergruppe ausgeschieden werden müssen. Ein solcher Löwe, der zu bösartig wurde, um ferner in den Vorstellungen mitzuwirken, ist der männliche in unserem Zoologischen Garten. Die Direktion hat ihn von Miß Heliot erstanden. Unsern Lesern werden die Vorführungen der Dame von ihrem Auftreten im Apollotheater noch in guter Erinnerung sein. — Unser nächstes Bild „Letzte Stunde" ist die Wiedergabe eines Gemäldes von Albert Baur, dem bekannten Düsseldorfer Maler, der im Rathaussaale unserer Stadt die vier Nischenbilder: Kunstpflege, Gewerbefleiß, Wissensdrang, Vaterlandsliebe und ein großes Wandgemälde gemalt hat, das die erste Besitzergreifung Düsseldorfs durch den brandenburgischen Kommissar Stephan von Hertefeld 1609 darstellt. In dem hier wiedergegebenen Bilde von ihm ist in ergreifender Weise zum Ausdruck gebracht, wie ein armer Sünder, dessen letzte Stunde geschlagen hat, reuig in geistlichem Zuspruche Trost sucht, um geläutert vor seinem himmlischen Richter treten zu können. Schon warten die Schergen, die ihn zum Schaffot führen wollen, und sein unglückliches Weib kauert schmerzdurchwühlt an der Tür, durch die der Todgeweihte nun seinen letzten Gang gehen wird. — Ein strammer Junge ist es, den Rudolf Eichstädt in dem Bilde „Der erste Enkel" auf den Armen der jungen Mutter gemalt. Man kann es den Großeltern nicht verdenken, wenn sie sich über ihr Enkelkind freuen. Die Art, wie es trotzig seine Fäustchen ballt, läßt erkennen, daß es einmal ein ganzer Mann wird.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.